



## DAS KLEINE WINDRAD

Novelle von Lily Fricke

Als Herr Soundso füllt man seinen Maß aus, hat seine großen Sorgen und kleinen Freuden und die Tage reihen sich aneinander, schon ordentlich, wie die Glieder einer Kette.

Dann, mit einem Mal, ist etwas anderes geworden. Man fühlt sich innerlich wach werden. Vielleicht ist, was jahrelang in uns gährte und reifte, nun Frucht geworden, die wir ernten. Oder der gerade Weg, den wir gingen, zwingt plötzlich ab in neues unbekanntes Land. Wie immer, es ist ein Wendepunkt. —

Gerhard Sellmann sitzt im Zug, der ihn nach Süddeutschland trägt. Ein ganz winziges Städtchen ist dort, man findet's kaum auf einer üblichen Landkarte.

Ja, das ist jetzt ein volles Dutzend Jahre, seit Gerhard Sellmann, nicht zum Besten gestimmt, aus der beschaulichen Heimat entflohen in die weite bunte großstädtische Welt, die die Leute dort nur vom Hörensagen kannten. Er hat sich nicht zwingen lassen damals zu Enge und Beschränktheit, es gab keinen Beruf für ihn in dem Landstädtchen und auch kein Vergnügen, keine Frauen nach seinem Sinn, nichts, das zum Bleiben gelockt hätte.

Elternhaus? Seit Mutters Tod herrschte dort die Schwester in Geschäftigkeit und wachsender Sorge um den Vater, der als Beamter seinen Abstieg genommen und sich fortan mit Haus und Garten, abendlichem Dämmerschoppen und Pflege seiner Kanarienvögel befriedigte. Nun ja, ein verwitweter alternder Mann. Aber die Schwester, gleichen Geblüts und kaum zwei Jahre älter als Gerhard, wie konnte sie je gar nichts von Fernweh, Latenz und Abenteuerlust verspüren, die den Bruder im kleinbürgerlichen Rahmen zuweilen wie ein Fieber überfallen hatten!

Bitteres Gefühl, von seinen Nächsten nicht einmal verstanden zu sein. Nein, da war keine Brücke von ihm zu den andern.

Gerhard ging in ein Londoner Geschäftshaus und lernte Kaufmann. Zwei Jahre Übersee, Reize, Zusammenbruch der alten Firma, verzweifelter Kampf, um oben zu bleiben, schließlich Himelsturz, um Konkurrenzunternehmen, langsame Aufstieg — all das liegt hinter ihm. Jetzt hat er einen schönen Posten, eine Bezahlung, mit der er gut eine Familie gründen könnte, wozu er bisher jedoch keine Lust verspürte. Sein Bankkonto wuchst. Der Schenkteller, den er rasch noch in London erlief, beherbergt tütere Sedentwische, zwei neue erstklassige Anzüge.

Wieso denkt er an seinen Londoner Schneider — während er zu Vaters Grab in die Heimat fährt? Eigentlich bedauert er kaum, das Telegramm mit der Todesnachricht verspätet erhalten zu haben, da er sich bei dessen Eintreffen auf Geschäftsreise befand. Vater ist nun schon zwei Tage unter der Erde. Was soll Gerhard also noch in dem Heimatstädtchen? Sich von gleichgültigen Menschen die Hand drücken lassen, neugierigen Fragen Auskunft erteilen, Gesprächigkeit liefern für kleinbürgerliche Gänseleichte?

Allein die Schwester hatte dem Telegramm einen dicken Brief folgen lassen mit der Abschrift des väterlichen Testaments.

Haus und Garten gehören ihr. O, es hätte des Hinweis auf ihre opfervolle Pflege des alten gebohrlichen Herrn nicht bedurft, dies zu rechtfertigen. Auch nicht der tröstlichen Erwähnung einiger Papiere und Mandatscheine, die Vater dem Sohn zugespochen habe. Der alte Justizrat sei schon recht unbeholfen und unständlich in diesen Dingen, Gerhard müsse selbst kommen und klaren Lärm machen.

Selbst kommen! Wahrscheinlich wird die Reise mehr verschlingen als diese Hinterlassenschaft wert ist. Wie sollte Vater bei seinen beschiedenen Gehalt Richtschnur angestimmt haben! Wenn die Londoner Firma Einwendungen gemacht hätte, Gerhard wäre sofort geblieben; doch man war allzu bereitwillig, bat ihn sogar, bei dieser Gelegenheit einen längeren Urlaub zu nehmen, den er mangels besonderen Interesses lange schon hinausgezögert hatte.

Gerhards Gedanken beginnen sich mehr mit seinem Ziele zu beschäftigen. Das spitzgiebelige rebenumrankte Haus am Kirchplatz gehört also nun der Schwester. Richtig, sie hat geheiratet vor ein paar Jahren — er hat wohl nicht einmal seinen Glückwunsch gesagt damals? Sicher sind auch Kinder da. Eine fremde Familie, die in seinem Elternhaus Heimat gefunden hat —

Nun ja, müdest du vielleicht zeitweilen aus den kleinen, grün umwobenen Eichen auf die Kirche und den vierreihigen Steinbänken schauen, zeitweilen das holprige Pflaster der Winkelgassen treten, immer dieselben Gesichter grüßen? Hast du vergessen, wie der Kleinläde, mit Vorurteilen befrachtete Geist dieser Leute dich hinausgetrieben hatte und du die vornehmst, nie mehr zurückzukommen? Nur keine Sentimentalitäten, Gerhard Sellmann, es ist ja auch ein rein geschäftlicher Grund, der dich heute in die Heimat führt.

Er nimmt den Nachmittagskaffee im Speisewagen. Später muß er noch umsteigen in eine kleine Dampfbahn, die ihn gegen Abend zum Ziel bringt. Sieben Uhr, doch im Sommer ist's noch taghell um diese Zeit. Nachdem er im Gasthof ein Zimmer belegt und sein Gepäck eingestellt hat, schlendert er, gelangweilt und doch ein klein wenig neugierig, kreuz und quer durch das Städtchen.

Ein neues Rathaus und Postgebäude, eine etwas eintönige Randfiedlung kleiner Eichenheime — sonst scheint's zu ziemlich alles mehr früher.

Auch die längsten Umwege nehmen ein Ende und so steht er schließlich am Kirchplatz, den er viel größer in Erinnerung hat, als er nun ist. Ebenso das Haus, das mit spitzem Giebel in den Abendhimmel rückt und zum Zeichen seines grodvornen Innenlebens eine beachtliche blaue Rauchfahne aus dem Schornstein qualmt.

Die Mauern scheinen frisch getüncht. Na, Gerhard hätte bestimmt eine andere Farbe gewählt, nicht dies schmutzige Graublaue. Die Fensterladen stimmen schlecht damit zusammen. Was kümmert es ihn? Im Eckergimmer wird gerade das Licht angezündet, da sitzt nun die Familie beim Abendbrot.

Gerhard Sellmann wendet sich ab und überquert mit langen Schritten den Platz. Heute nicht mehr. Morgen wird er mit dem Justizrat alles ordnen und besprechen, bei den Verwandten ist dann nur ein kurzer Besuch nötig.

Im Gasthof kennt ihn niemand. Auch dem Justizrat muß er sich am nächsten Morgen vorstellen und ausweisen, ehe der alte Herr ihm sein Verleumdung und unständliche Erklärungen betreffs Testament des Verbliebenen mit feierlich stehenden Worten vom Stapel läßt.

Einige Anlagepapiere erweisen sich als nahezu wertlos. Dennoch verbleibt ein kleines rundes Gemälchen, das Sellmann senior seinem Sohn hinterläßt. Der, da er jahrelang kaum von sich hören ließ, nicht einmal zur letzten Stunde des Vaters gekommen war, fühlt sich im Innern beschämt, möchte am liebsten gar nicht annehmen. Aber hat die Schwester



Gebirgslandschaft

Adolf Bürger

nicht das Haus am Kirchplatz samt Möbeln, den großen Garten mit den schönen alten Obstbäumen, da kann er immerhin guten Gewissens die paar Tausender entgegnehmen. Er gibt dem Justizrat Anweisung „betreffs“ der Papiere — das Altkleidet hat ihn wohllich sehen angestrichelt!

Und jetzt also der andere Gang. Bei der Schwester will er's ganz kurz machen, nachher noch ans Grab der Eltern und mit still verständlichem Abschied die Heimat wieder verlassen, nachmittags kann er schon wieder im Jagt sitzen. So macht Gerhard Sellmann sich seinen Plan. Doch die Schwester begrüßt ihn herzlich, als er erwartet konnte und ihn — annehmlich ist. Der Schwager, der um diese Zeit im Büro ist, bleibt Gerhard erspart. Dafür sind die Kinder da, eines noch in der Wiege, eines treipelt ängstlich neugierig um den fremden Dunkel und will mütterlicherseits bestaunt werden. Dazu soll er eine Menge Fragen gleichzeitig beantworten und natürlich müßte er zum Essen bleiben und hier wohnen, sie werden gleich selbst nach dem Fremdenzimmer sehen.

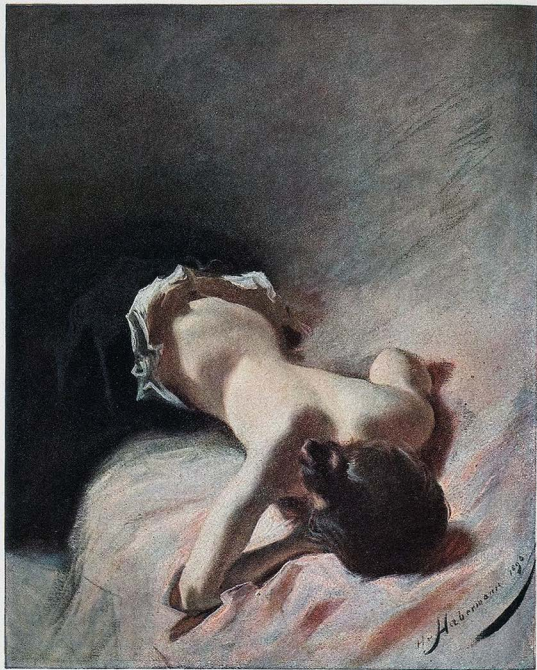
Das Stübchen oben unten Michel, weiß Gerhard; es ist ihm lieb, daß er so dem schwererleiden Adelsfluß ein wenig entronnen ist. Nach einem schwachen Versuch, sich mit der Dreißigjährigen anzufreunden — die Kleine rennt gleich darauf die Treppe empor zur Mutter — bleibt Gerhard allein zurück und beginnt, ohne daß es ihm so recht bewußt wird, einen Rundgang durch die Räume, in denen sich seit einem Dutzend Jahre nicht viel geändert hat. Hier, im elterlichen Schlafzimmer, hat Vater

wohl seinen letzten Atemzug getan; die Schwester erwähnte bisher nur flüchtig sein friedlich-schmerzloses Einschlafen. Im Wohnzimmer stehen immer noch die roten Plüschmöbel mit den Abdeckten, die er als Knabe schon nicht leiden konnte. Die alten Familienbilder schauen wieder, ein wenig spöttisch überlegen, dückt ihn, auf den ruhlos durch die Welt gehenden Enkelsohn. Mit leise ächzendem Geiszer knarrt der Regulator sein Penium herunter.

Gerhard hat unterdes in der Diele einen offenbar neu angeschafften modernen Garderobeständer entdeckt, der ganz und gar nicht hierher paßt. „Scheußlich“, murmelt er und öffnet die Tür zur Küche, einer großen gemütlichen Küche, in der er sich als Kind, wohl infolge der da und dort abfallenden „Versuchsbrotchen“ immer gern aufgehalten hatte. Die Möbel sind frisch gestrichen, das schöne alte Kupfer ist durch Blech und Aluminium ersetzt. Auf dem Küchenschalton jedoch blühen wie einst Wicken und Kapuzinerkresse in satter Appigkeit.

Ein leise surrendes Geräusch läßt Gerhard aufhorchen, nicht mit dem Ohr nur, mit seinen ganzen Wesen, das lange verschüttet lag und sich diesem Augenblick kindhaft gläubig erschließt.

Für jeden von uns gibt es vielleicht ein Geräusch, einen Duft, einen Gegenstand, irgend etwas, das uns unentbehrlich in seinen Sinn schlägt, wenn wir ihn nach Jahren, nach Jahrzehnten, wieder begegnen. Ein Stück unserer Kindheit haftet daran, Erinnerung vergangener und dennoch tief in unser Wesen verhafteter Erlebnisse. —



Reue

Hugo von Habermann f

Das Windrad, das liebe kleine Windrad —. Es lebt also noch, es bewegt immer noch seine zierlichen Holzschaufeln und damit den Arm des bärtigen Schenkes, der mit dem schwarzen Hämmerchen unentwegt auf seinen Anstoß schlägt, schneller, langsamer, wie der Wind eben geht.

Gerhard sieht sich mit Mutter und einer zu Besuch weilenden Lante auf dem Jahrmarkt. Die Kinder dürfen sich etwas wählen aus all der Bodenherlichkeit. Während die Schwester nach einer Tüte mit Honigkuchen greift und sich obendrein, unerbittert Gemüß, ein Schnitzel von der ausländischen Kolossus ab schneiden läßt, steht ihn der Cinn e'nia nach dem bunten Windrad, das fortan zwischen dem Blütergerant des Küchenbalkons sein lustig juckendes Dasein führt.

Die Farben sind längst verblaßt, eine von den Windschaukeln ist abgebrochen, aber immer noch schwingt der bärtige Schenkel sein Hämmerchen und klopft mit unermüdlichem Fleiß auf den Anstoß.

Wie ein ertappter Dieb wendet Gerhard sich um, als ob die Schwester mit dem Kind auf der Treppe hört.

Er, oben im Jammer sei alles bereit, jetzt müsse nur noch die letzte

Hand an das Essen gelegt werden. Ob der Bruder sich vielleicht in zwischen im Wohnzimmer niederlassen wolle, sie werde sich sehr freuen. Abgesehen, wenn er sich ein Andenken an den Vater aussuchen wolle, ein Bild? oder lieber seine Uhr? sonst etwas? Sie habe schon mit ihrem Mann darüber gesprochen.

Nein — das heißt ja, sehr freundlich von ihr. Gerhard lächelt sonderbar in sich hinein, während er am Garderobeständer sich an seinem Mantel zu schaffen macht. Eben sei ihm eingefallen, er habe noch etwas im Städtchen zu erledigen, die Schwester möge ihn entschuldigen.

Gut, aber nicht zu lange, höchstens eine Stunde!

Er nickt zurück und ist schon draußen. Nicht noch einmal dem Haus, dem Garten und seiner verflochtenen Kindheit zu.

Er weiß, daß er nicht mehr zurückkehren wird.

Die Schwester wird schon zufrieden sein mit einem freundlichen Brief

und die Kinder sollen den großzügigen Spargroschen haben.

Er aber, er greift mit sorglich kostenden Händen in seine Manteltasche, ein helles kindlicher Ausdruck verzüßt sein Gesicht.

## Anekdoten

### Die Namensvetterin

In der ersten Mittelschulklasse erzählt der Professor den jungen Mädchen vom trojanischen Krieg. Und erkundigte sich dann, um welcher Frau willen der Streit zwischen den Griechen und Trojanern eigentlich ausgebrochen sei.

Die Klasse schweigt.

„Habt ihr's denn schon wieder vergessen?“ läßt der Professor den Blick über die Bänke schweifen, in denen seine Schutzbefohlenen mit geduckten Köpfen sitzen. „Na, Helena —“ wendet er sich an eine Zehnjährige in der ersten Reihe, „kannst du mir's auch nicht sagen? Es war doch eine Namensvetterin von dir!“

Da steht die Kleine auf, sieht den Professor sehr verwundert an, schüttelt ungläubig den Kopf und meint dann unsicher: „Poisjeschül...?“

H. M.

### Der Bericht

Dem Marschall Luxemburg wurde von Ludwig XIV. vorgeworfen, daß er nach keiner seiner Schlachten einen ausführlichen Bericht an den Hof sende. Nach der nächsten Bataille sandte der Marschall einen Kurier zu Ludwig XIV. nach Paris mit der Meldung: „Der Feind kam und wurde geschlagen, daher bin ich müde. Gute Nacht!“

H. M.

### So ist's besser

Jemand bedauerte den englischen Schriftsteller Sheridan, daß er bei einem unfähigen Bankier als Sekretär Dienst machen müsse.

„Das ist ganz recht so“, entgegnete der Dichter. „Bedenken Sie, was für ein Übel es wäre, wenn mein Chef die Stelle als Sekretär hätte!“

H. M.



Aktstudie

Ernst Liebermann-München





Pirano bei Nacht

G. Pevetz

## DER KREISLAUF

VON GERT LYNCH

„Was steht zu Diensten?“  
„Rasieren!“

„Bitte schön!“ Herr Brandhuber wies dem Kunden einen Stuhl an und knöpfte den weißen Mantel wieder zu, den er gerade ausziehen wollte, um Feierabend zu machen. Es war bereits zehn nach sieben.

„Schorsch!“

Keine Antwort erfolgte.

Herr Brandhuber breitete das schwarze Tuch über die Brust des Kunden und fingerte die weiße Serviette über den Kragen.

„Schorsch!!“

Kein Schorsch ließ sich blicken.

„Einen Augenblick bitte“, entschuldigte sich der Friseur und eilte weg. Wo der Haulpelz bloß wieder stecken mochte! Diesmal würde er es ihm gehörig anstreichen! Er zog den Vorschlag zur Damenkabine auseinander. Wen Schorsch keine Spur. Er öffnete die Küchentür. Auch hier war er nicht. Seine Frau stand am Herd und bereitete das Abendessen. „Hast du den Schorsch gesehen?“ fragte er sie.

„Dort steht er wieder mit dem Lehrling von nebenan“, sagte sie und wies mit dem Kochlöffel zum Fenster.

Herr Brandhuber trat vor die Scheibe und überzeugte sich. Die Ader an seiner Schläfe begann zu schwellen.

Schorsch stand auf der Straße und tauschte Zigarettenbilder mit Kunzens Geiz aus der Spenglerlei. Er ahnte nicht, daß sich ein Gewitter über seinen Haupte zusammenzog. „Nunmer achtzehn brauche ich noch“, sagte er, da wandten ihn die Bilder aus der Hand geschlagen.

„Tagelöhne müßtabblagen!“ witterte Herr Brandhuber, „marsch hinein! Einseifen!“

Schorsch klaubte schnell seine Bilder auf und ramte mit roten Gesicht in den Laden hinein.

„Und du“, wandte sich der Friseur mit geballter Faust an den Spenglerlehrling, „schau, daß du fortkommst, sonst mach ich die Beine! Wenn ich dich nochmal dabei erwische, daß du den Schorsch von der Arbeit abhältst, werde ich mich an deinen Meister!“

Erich steckte die Hände in die Hosentaschen und stieg davon. Nach ein paar Schritten drehte er bei und rief: „Da müssen Sie eben pünktlicher Ihren Laden schließen!“

„Wegen dir nicht, du frecher Bengel!“ entgegnete Herr Brandhuber und ging ins Haus.

Schorsch pinzelte dicken Schaum in das Gesicht des Kunden. Seine Hand war nicht ganz sicher. Er kannte den Meister und wußte, daß es noch eine Strafpredigt absehen würde.

„Puh!“ machte der Kunde und blies eine Wolke Seifenschaum in den Spiegel. Schorsch hatte versehentlich auch den Mund eingeseift.

Herr Brandhuber beherrschte sich vor dem Kunden. Aber der Blick, den er seinem Lehrling zuwarf, bejahte alles. „Verzeihung“, flüsterte Schorsch und wollte mit umgebogener Serviette den Schaum aus den Lippen herausschupfen. Doch der Meister schob ihn unjähzt beiseite und bediente den Kunden selbst. „Hol mein Meister aus der Damenkabine“, zischte er.

Schorsch lief und brachte überstürzt das Messer, um es dem Meister zu reichen. Der

griff zwar darnach, aber da er nicht hinfchaute, griff er daneben. Echorich ließ aus „peng“ machte es, und das Messer lag unten.

Echorich entfärbte sich und vergaß vor Schreck sich zu bücken. Da hob Herr Brandhuber das Messer selber auf und öffnete es. Ein großes Stück Stahl war herausgesprungen.

„Klarich!“ und auf Echorichs Baße brannte eine Ofenröhre. „Hinaus!“ schrie der Meister, „wie sprechen uns noch, mein Bäckchen!“

Echorich sprang davon, lief in seine Dachkammer und verriegelte die Tür. Er war fest entschlossen, nicht mehr zu öffnen, mochte kommen, was wollte.

Eine Zitterlang saß er zitternd vor Scham und Wut über die empfangene Ofenröhre auf seinem Bett und konnte keinen Gedanken fassen. Najtemesser, Pinsel und Schaumlanzen flogen vor seinen Augen bunt durcheinander, und das Gesicht des Meisters sah er seierweise vor sich, wie in einer Batterie von Spiegeln. Hin und wieder flog ein trodenes Schließen aus seinem Halse. Dann wurde es langsam ruhiger in ihm, und sein Blick behielt die Gegenstände in seiner Stube. — Es war das erstemal, daß er eine Ofenröhre bekommen hatte. Niemals würde er das dem Meister vergessen, niemals! Wo es doch heutzutage verboten war, einen Lehrling zu schlagen! Wenn er den Meister anzeigte, würde er sicher bestraft werden. Was konnte denn er dafür, daß der Meister daneben gegriffen hatte und das Messer zum Teufel ging?

Echorich dachte, was sein Vater wohl dazu sagen würde. Ja, der Vater. — Er schenkte von der Matratze herunter, rieb das Kinn und lief im Zimmer herum. Ein Gedanke wurde groß und größer und beherrschte ihn schließlich ganz. Ja, das würde er tun! Er würde abhauen! Nach Hause! Dem Vater alles erzählen, der würde ihm recht geben. Fahrgehalt hatte er nicht, also würde er wandern! Die Richtung, die er einschlagen mußte, war ihm bekannt. Er erinnerte sich, daß auf der Karte fünfundsiebzehn Kilometer verzeichnet gewesen waren. Fünf Kilometer läuft man in einer Stunde. Demnach mußte er neun Stunden wandern, um nach Hause zu kommen. Der Meister und seine Frau gingen gewöhnlich gegen neun Uhr zu Bett. Um zehn, wenn alles schlief, würde er aufbrechen. Sein Zimmer Schlüssel sperrte auch in der Haustür, das hatte er längst schon ausprobiert. Wenn alles klappte, war er morgen in aller Frühe zu Hause. Der Vater würde eine bessere Stelle für ihn suchen, und die Mutter würde ihm morgen Mittag Schmalzknudeln backen! Sach!

Echorich begann sich vorzubereiten. Den großen Koffer und die Wäsche mußte er hier lassen, das war zu schwer zum Tragen und konnte später nachgeschickt werden. Aber was in den Rucksack ging, das wollte er mitnehmen. Vor allem den blauen Anzug und das Album mit den eingeklebten Bildern „Aus aller Welt“. So gut es ging, verstaute er diese Dinge im Rucksack. Dann preßte er zwei Paar Schuhe hinein und das gelbe Hemd, das er gern an Sonntagen trug.

Da fiel ihm seine Steinsammlung ein. Bei nahe hätte er sie vergessen! Er zog ein Schub-

fach der Kommode heraus und betrachtete seine Schätze: Blauer und grauer Granit, Onix, Porphyr, Glimmerfrieser und Rosenquarz! Das mußte er unbedingt mitnehmen. Und die Broden wanderten nacheinander in den Rucksack hinein. Als er ihn hob, um die Last zu prüfen, mußte er beide Hände nehmen.

Inzwischen war es nahezu finster geworden. Echorich machte Licht und zog die Knickerbocker, die Bergkiesel und die Windjacke an. Die Luarmuhr schlug dreiviertel neun, als er fertig zum Aufbruch war. Er drehte das Licht wieder aus und setzte sich an das offene Fenster. Draußen war Sternenhelle, er würde eine günstige Nacht haben. Brandhubers hatten zu dieser Stunde schon längst gegessen. Gott sei

Dank, daß niemand gekommen war, um ihn zu holen. Er hatte nicht den mindesten Hunger.

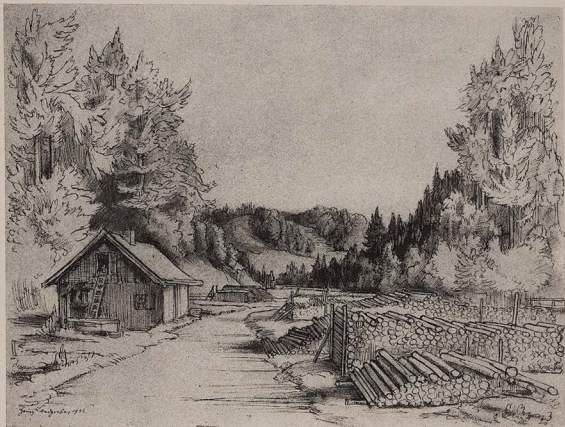
Jetzt litt er unter dem Schneckenstodel der Zeit. Es dauerte eine Ewigkeit, bis eine Viertelstunde anstach. Endlich wurde es neun Uhr. Endlich neunviertel. Halb zehn schwierte er bereits vor Ungeduld, und als es dreiviertel war, konnte er nicht mehr warten. Er nahm den Rucksack über und schlich hinunter, vorbei an der Wohnung des Meisters. Der Schlüssel griff gleich beim erstenmal. Das Haustor quetschte sich wenig in seinen Angeln, und Echorich war draußen.

Um Begegnungen zu vermeiden, verließ er die Hauptstraße und bog in die Leiste ein, die zum Ofenholz führte. In wenigen Minuten



Venezianisches Tor

G. Peveltz



Aus Oberbayern

Heinz Landgrebe

hatte er es erreicht. Er achtete nicht auf den Pfad und lief quer durch den Wald. So konnte er abschneiden. Es war nur halbwegs finstler. Die Baumstämme waren auf zwei Schritte noch verschwommen zu sehen.

Schorjch bog Büsche und Gesträuch aneinander und bohrte sich seinen Weg. Da knackte und raschelte es neben ihm. Er blieb stehen und lauschte mit angehaltenem Atem. — Nun war nichts mehr zu hören, aber seine Stirn war ganz naß, und in seinem Halse klopfte es heftig.

Mutig marschierte er weiter. Der Wald nahm ein Ende. Felder und Wiesen dehnten sich im Gelände. Er wartete durch knietiefe Nebel, überprang einen Graben und trampelte mitten durch einen Hofstreifen. Hier erreichte er die Landstraße und piffte angelaut einen Marsch vor sich hin, immer wieder von vorn, bis ihm der Mund erlahmte. Da versiel er darauf, die Telegraphenstangen zu zählen. Bis zum nächsten Dörf waren es neunzehn. Bei der dritten Dörtschaft waren es ganz genau sechzig. Es schlug Mitternacht. In einem Hofe jaulte ein Hund, und es roch kräftig nach Hen.

Hinter dem Dorf liefen auf niederem Damum die Schienen des Eisenbahn. Schorjch fand die Landstraße langweilig und wanderte weiter auf dem weichen schmalen Pfade des Strecken-

wärters. Die Riemen des Rucksackes begannen zu schneiden. Schorjch zwangte die Hände unter die Träger, da wurde es wieder leichter. Jetzt mußte doch bald ein Bahnhof kommen! Aber es kam keiner. Die Schienen führten über eine Brücke hinweg. Sein Schritt klang hohl. Komisch, dachte er. Die Brücke mußte er damals bei der Herfahrt übersehen haben.

Dann dachte er gar nichts mehr. Mechanisch bewegten sich seine Beine. Tip-tap, tip-tap. Vor der Station wurden seine Gedanken wieder lebendig. Im Stillwert brannte das Licht. Da verließ er die Strecke, um den Bahnhof zu umgehen. Er lief an einer Dornenhecke entlang, überquerte ein Stoppelfeld, stapfte über Kartoffelzeilen. Der Rucksack brannte auf seinen Schultern. „Au!“ schrie er plötzlich. Er war gegen Stachelndraht gelaufen und löste vorsichtig die Hufe vom Zinken.

Als er den Bahnhof im Rücken hatte, ging er seitwärts zur Strecke zurück. Die Schienen zogen sich linkerhand weiter, während ein Fuhrweg geradeaus führte. Schorjch entschied sich nun für den Fuhrweg. Späterhin würde wohl die Bahnhofsline wieder herankommen. Und er lief und lief und wies den Gedanken an Raß, der sich aufdrängte, weit von sich.

Er wunderte sich, daß der Weg immer weicher und enger wurde, und auf einmal ver-

lor er sich zwischen Wiesen. Schorjch zauderte und überlegte, ob er zurückgehen sollte. Ach was, redete er sich zu, die Richtung ist es, ich werde die Straße schon wieder finden. Und entschlossen stampfte er weiter. Es gurgelte unter den Sohlen. Manchmal versank er bis an die Knöchel. Dann tauchte schwarz eine Wand vor ihm auf. Als er näherkam, war es ein Nadelwald. Ein Schauer jagte an seinem Rückgrat entlang. Er schluckte ein paar mal Luft und zwang sich hinein in die Finsternis. Um ihn war pechschwarze Nacht. Er tastete nach einem Baumstamm und lehnte sich an. Die feuchte Rinde kühlte die heiße Hand. Jetzt merkte er auch, daß ihn die Beine schmerzten. Es zog in den Schenkeln, als sei fremdes Fleisch angewachsen.

Wie er sich umblickte, kam es ihm heller vor. Er atmete auf und trottete weiter. Hier und da zwinkerten die Sterne durch das Gezweige. Einmal stolperte er und fiel der Länge nach hin. Dann stieß er wieder auf einen Weg. Hoch beglückt marschierte er weiter. Und plötzlich, sei gelobt, war der Wald alle.

Ein fahler Schimmer lag in der Luft. Tegenüber, weit weg, krähte ein Hahn. Schorjch schritt müchtig aus. Ihn hatte er das Schlimmste schon hinter sich. Wie schnell der Tag kam! Es war schon richtig hell.



Ein Kirchturnm ragte grau aus der Ferne. Schorsch ging geradeaus auf ihn los. Es konnte jetzt nicht mehr weit sein bis nach Hause. Er wollte mal nach dem Weg fragen, falls ihn jemand begegnen würde.

Komisch, dachte er. Dieser Kirchturnm sah ja genau so aus wie der, wo er gestern gesehen war. Auch eine Linde stand an der Seite! Nun fehlte bloß noch die weiße Mauer. Schorsch rief sich die Augen. Da war auch die weiße Mauer! Er bekam Herz klopfen, als er das Schulhaus erkannte. Er lief immer schneller. Eine unheimliche Ahnung dümmerte in ihm heraus. Jetzt bloß noch zur Telegraphenstange,

dann war kein Zweifel mehr möglich. Dort klebte gestern ein kleines gelbes Zirkusplakat ...

Das gelbe Zirkusplakat klebte. Schorsch umfiel den Mast mit beiden Armen. Sein Kopf fiel auf die Achsel, sein Mund verzog sich, und aus seinen Augen liefen zwei dicke Tränen. Lange hing er so, bis ins Tiefste erschüttet, am Telegraphenstamm.

Er war im Kreise gegangen.

Ein Frösteln schüttelte ihn. Er richtete sich auf und kämpfte sich durch zu einem Entschluß. Noch war es nicht zu spät.

Er rannte die Hauptstraße hinunter. Eben

blühte der erste Sonnenstrahl in den Messingtellen am Hause des Meisters. Schorsch schloß ganz leise die Haustür auf und wuschte ungesehen in seine Kammer. Er packte zuerst den Kuchel aus. Dann wusch er sich und zog sich um. Und als es Zeit wurde, ging er hinunter.

„Du schaust ja ganz blaß und elend aus“, sagte Herr Brandhuber, als er ihn sah, und machte sich seine Gedanken darüber.

„Schlecht geschlafen“, murmelte Schorsch.

„Wie wollen es gut sein lassen“, sagte der Meister verächtlich, „aber merk es dir für die Zukunft!“

## HISTORISCHE MINIATUREN

### Die Sitzordnung

Bei einem Festessen hielt sich ein junger, eingebildeter Föhnreich darüber auf, daß ihm ein Platz am untersten Ende der Tafel angewiesen worden war. Der alte Dessauer kam gerade hinzu, als der Föhnreich seinen Kameraden gegenüber sich mühsam über die Rangfolge bei Tisch äußerte.

„Schwein! Er und seh! Er sich hin, wo man es ihn bestimmet hat“, brüllte ihn der alte Dessauer an. „Wo Er sitzt, ist immer unten!“

H. M.

### Der Unterschied

Der englische Admiral Pearce, der dem Alkohol über die Maßen zugegen war, fuhr eines Nachts in nicht mehr völlig nüchternem Zustand in seiner Kutsche heim. Dabei begegnete er einem Matrosen, der betrunken in der Gasse lag.

„Du Schwein“, brüllte der Admiral den Matrosen an. „Warum liegst du hier betrunken auf der Straße?“

Der Matrose erhob sich und erwiderte traurig: „Weil ich keine Kutsche habe, Sir, die mich nach Hause bringt!“

H. M.

### Es interessiert sie auch

Es faßt liebt es nicht, daß sich Frauen mit der Politik beschäftigen. Als eines Tages eine Bürgerin in seiner Gesellschaft ein politisches Gespräch begann, meinte er unwirsch: „Frauen sollten sich nicht in diese Dinge mischen!“

„Och“, erwiderte die Frau. „Aber in einem Lande, in dem man den Frauen den Kopf abschlägt, werden sie doch wohl noch fragen dürfen, warum dies geschieht?“

H. M.

### Eine naive Schmeichelei

Ludwig XIV. von Frankreich war von einem glücklichen Feldzug heimgekehrt und wurde von seinen Angehörigen und Hofleuten mit über-schwänglichem Huldigungen gefeiert, die er alle als plumpe, berechnende Schmeicheleien empfand. Um ihnen ein Ende zu machen, fragte er einen der kleinen Prinzen seines Hauses, der kaum acht Jahre alt war, wie es denn mit dem Lachen ginge. „Ach, Cicer!“ antwortete der Kleine. „Wie hätte ich lernen können? Hatte ich doch jedesmal, wenn Eure Majestät siegreich gewesen war, Ferien!“ — Es ist wohl kein Wunder, daß diese unzulässigen, ungeschickten Worte eines Kindes, das noch nichts von Schmeicheleien wußte, sein Herz trafen.

W.

### Das Schnürleib

Das viel verpörrtete Schnürleib fand auch schon in der Zeit seiner absoluten Herrschaft mutige Widerständer, vor allem allerdings unter den Männern. Ein Professor der Philosophie äußerte sich über dieses ebenso ungesund wie groteske Requisite der Damenmode sehr un-

galant: „Das starke Schnüren ist eine Wohlthat für die Menschheit. Es nimmt alle abnormen Frauenzimmer von der Erde und läßt nur die vernünftigen darauf zurück, damit sie gute Frauen und Mütter werden.“ — Als Peter der Gro. sie während seiner Reise durch Preußen mit einigen handfesten Damen in Schnürleibern getanz hatte, sagte er betroffen zu seiner Begleitung: „Wie tausendmal Knochen haben doch die deutschen Frauenpersonen!“ — Kaiser Joseph II., der die nach seiner Meinung der Gesundheit sehr nachträgliche Mode hasste, aber nicht unterdrücken konnte, hielt sich dadurch schadlos, daß er jede Gelegenheit benutzte, sie zu verpörrt. Als er einmal auf einem Hofball eine zwar sehr schöne und wohlgebildete, aber bis zur Unmöglichkeit geschnürte Dame erblickte, sprach er sie an: „In welchem Kürassier-Regiment stehen Sie, meine Liebe?“

W.



Im Boot

Julius Hüther



Palmenhaus

Siegfried Kühnel

## Alois Wiesner wird Geheimer Rat

Von Karl Gideon Göße

Friedrich, der große König von Preußen, saß in seinem Arbeitszimmer zu Sanssouci und hörte auf den Bericht eines Adjutanten, der sich in starrer Haltung vor seinem königlichen Herrn aufgebaut hatte. Der Offizier trug vor, daß der Gesandte von Sachsen bei der gestrigen Hirschjagd in den Wäldern um Dobrilugau einen goldenen Hirschjäger verloren habe und daß er nun danach jammere, als ob er des Heils

seiner Seele verlustig gegangen sei. Der König von Preußen meinte, daß der Gesandte von Sachsen ja nicht auf die Jagd zu gehen brauche, wenn ihn eine Kindsmagd veranlassen sei, weil er aber gerade mit Sachsen in wichtigen diplomatischen Verhandlungen stand, verfügte er, man möge dem Gesandten einen neuen Hirschjäger zum Geschenk machen. Der Adjutant bemerkte, daß der Gesandte nicht deshalb um

den Verlust des Hirschjägers untröstlich sei, weil es sich um einen hohen Geldwert handle, sondern weil er die Waffe aus zarter Hand zum Geschenk erhalten habe. Nachdem Friedrich seinem Alzer Luft gemacht hatte über die Weiber, von denen es viel zu viel auf der Welt gäbe, und die aus geistlichen Männern Hanswürste machen würden, befahl er eine Belohnung von 10 Talern auszugeben für den,

der den goldenen Hirschfänger des sächsischen Gefandten finde. Wenig später spritzten reitende Boten zu den Herbstverleihen der Dörfer um Dobrilugk, um die Bekanntmachung der Dider des Königs zu veranlassen.

Zwei Tage später erschien ein bescheidenes gekleidetes Bäuerlein vor dem Schlosspor von Sanssouci und begehrte seinen König zu sprechen. Die langen Kerle, die Wache hielten, wollten das Bäuerlein nicht durchlassen, dieses aber wies selbstsicher auf ein Paket hin, das er unter dem Arm trug, und behauptete, der König habe befohlen, ihm das zu bringen. Da blieb nichts anderes übrig, als das Bäuerlein vor den diensttuenden Feldwebel der Leutnants zu führen, einen äußerlich strammen, aber innerlich leider nicht ganz so strammen Soldaten, das bekam unser Bäuerlein rasch spitz.

„Was willst du?“ dennte ihn der Feldwebel an.

„Zum König, Euer Gnaden“, antwortete das Bäuerlein.

„Was willst du vom König?“

„Den goldenen Hirschfänger bringen, der ihm 10 Taler wert ist.“

„Dummer Patsch, da brauchst du nicht zum König. Den Hirschfänger kannst du mir geben!“

„Und die 10 Taler Funderlohn?“

„Bring ich die höchstpersönlich nach deinem gottverordneten Hehl!“

„Denst!“ rieferte der Bauer. „Da mach ich Euer Gnaden einen anderen Verschlag: Ihr laßt mich zum König, und ihr bekommt dann nachher den vierten Teil vom Funderlohn!“

„Unter einem Dittell ist nichts zu machen“, schmarrte der Feldwebel.

„Meinetwegen auch ein Dittell!“

„Abgemacht!“

Und das Bäuerlein durfte das Schlosspor passieren.

Der Bauer ging durch den herrlichen Park von Sanssouci und kam zum Schloß. Doch kaum war er durchs Portal getreten, da stürzte ein Lakai auf ihn zu, der wie ein Pfingstochse aufgetruffen war. Dieser Pfingstochse wollte ihn nicht durchlassen, und erst, als das Bäuerlein auch ihm ein Drittel des Funderlohns versprach, wurde der Leibjäger herbeigeholt, der vor den Ganachern des Königs Dienst tat. Und auch dieser Leibjäger war erst bereit, den Bauern dem König zu melden, nachdem ihm das letzte Drittel des Funderlohns zugesagt worden war.

Der Leibjäger ging weg und kam nach wenigen Augenblicken wieder mit dem Bescheid, das Bäuerlein möge den Hirschfänger dalassen und seine 10 Taler beim Rentmeister in Empfang nehmen. Dieser Bescheid war nicht ganz nach dem Herzen des glücklichen Finders. Es war ihm taglar, daß er die 10 Taler an die Hofschranzen verteilen müsse, wenn er nicht Gelegenheit fand, mit dem König zu sprechen. Er tat einen tiefen Satz nach der Tür, durch die vorher der Leibjäger gegangen war, und noch ehe dieser ihn daran hatte hindern können, war er durch die Tür eingetreten und hatte sie von innen eingeklingt.

Der Bauer befand sich in einem großen Zimmer, in dem alles so schön und harmonisch beschaffen war, daß er denken mußte: Capper-

lott, aktuell so muß es in der guten Stube des Herrgotts aussehen, ich will recht brav und ordentlich leben, damit ich später einmal in dieser guten Stube ein Mäglein finde. Aber lange konnte er bei diesen Gedanken nicht verweilen. Eine nicht laute, aber scharfe Stimme durchschneit das Zimmer. Diese Stimme gehörte zu einem kleinen, bageren Mann, der einen schlichtblauen Rock mit roten Aufschlägen trug und der hinter einen altenbedeckten Schreibtisch saß. Die Stimme sagte: „Was suchst Er hier?“ Und dann traf ihn der Blick aus zwei stahlblauen Augen, und der war von einer solchen Gewalt, daß das Bäuerlein plötzlich das Gefühl hatte, nicht einem kleinen Manne, sondern einem Riesen gegenüberzustehen. Und dieser Riese mußte der große König von Preußen sein. Das Bäuerlein riß sich zusammen und sagte: „Majestät, ich bin der Bauer Alois Wiesner, den ich gefunden habe.“ Er trat näher und legte sein Paket auf den königlichen Schreibtisch. Der König antwortete: „Danke, geh Er das Dings dem Kammerdiener.“ Und damit hielt er die Audienz für beendet. Doch der Bauer wich nicht vom Platz. Er setzte sein pfiffiges Gesicht auf und dann fragte er: „Und der Funderlohn, Majestät?“ Jetzt wurde der König ungeduldig. Seine Augen blühten den Eindringling an: „Der Kammerdiener wird ihn zum Rentmeister führen; steh Er mir nicht die Zeit!“ Und er griff nach der Klingel, die auf dem Schreibtisch stand.

Alois Wiesner begriff, daß er rasch zum Schutz kommen mußte, wenn er noch zum Schutz kommen wollte. Er überlegte nicht lange und sprudelte heraus: „Bitte nicht klingeln, Majestät. Es ist nämlich deshalb, weil ich als Funderlohn nicht 10 Taler, sondern 75 Hiebe auf den Hintern beanpruche!“ Und wieder machte er sein pfiffiges Gesicht. Als der große König dieses Gesicht sah, wußte er, daß es mit diesem

Bauern und seinem absonderlichen Wunsch eine ergründete Besandnis haben müsse. Und deshalb legte er die Kiefer weg, und er in der Hand gehalten hatte, deutete auf einen rotgepolsterten Esfel und sagte: „Seh Er sich, und dann trü Er!“ und da setzte sich das kleine Bäuerlein nieder und erzählte seinem großen König, was für ein Bedeutungsgeheimnis um diesen herum sich mäfte. Der König war nicht jonderlich überrascht. Sein Echarfblut und seine Menschenkenntnis hatten nie zugelassen, daß er sich Illusionen machte. Er hatte stets damit gerechnet, daß es „menschen“, solange es Menschen gäbe. Lachend versprach er dem Bauern, den erbetenen Funderlohn von 75 Hieben in Gnaden zu bewilligen und gewisssoff den Hintern des Leibjägers, des Lakaien und des Feldwebels zugute kommen zu lassen. Er überreichte ihm eine Anweisung auf einen Weibbrettag, der das mehrfache des ursprünglichen Funderlohns ausmachte, und dann sprach er mit Alois Wiesner über das, was ihm gerade am meisten betragte, über die preussische Agrarreform und über das Eindringungswerk im Osten. Und während er vorher sich über den guten Esfel und über die Schlagfertigkeit Alois Wiesners geäußert hatte, freute er sich hernach über die Sachkenntnis, über das sichere Urteil und über den gesunden Menschenverstand des Bauern. Nach zwei Stunden entließ er seinen Untertanen in Gnaden. Im Lauf der Jahre mußte Alois Wiesner aus Dobrilugk häufig vor ihm erscheinen, um ihm in landwirtschaftlichen Fragen beratend zur Seite zu stehen. Und schließlich wurde er zum Geheimen Rat ernannt. Alois Wiesner blieb darüber keineswegs aus dem Häuschen, gried schlicht, einfach und pfiffig sein Leben lang und diente seinem großen König nach besten Wissen und Gewissen bis an sein Ende.

Nachzutragen ist hier nur noch, daß der Geheimen Rat Alois Wiesner auch sehr verschwiegen war. Über diese Verschwiegenheit erzählte man sich bei Hofe folgende erzählige Geschichte:

Damals, als Wiesner nach seiner ersten erzeugung Audienz beim König durch die Korridore von Sanssouci den Ausgang zuschritt, begabte er der Königin. Sie fragte ihn: „Bauer, was macht Er hier?“ Und da antwortete Alois Wiesner, der die hohe Frau natürlich nicht kannte, im Bruchton der Überzeugung: „Das geht Sie nichts an; Frauenzimmer brauchen nicht alles zu wissen!“

## Im Gebirge

„In dieser Richtung liegt der Grefglockner!“  
„Ach, der läutet wohl!“

## Das Reitpferd

„Medel soll ja sein Reitpferd verkauft haben!“

„Ja — es hat ihn zu wegworfend behandelt!“

## Unterhaltend

„So, Sie wollen meine Tochter heiraten? Können Sie denn überhaupt eine Frau unterhalten?“

„Aber freilich! Ich besäße doch sehr viel Humor!“



Vignette

· v. Welden

## Ein Dürer-Wort

Als Albrecht Dürer einmal durch eine deutsche Mittelstadt kam, zeigte man ihm ein sehr schönes Gemälde. „Von wem ist dieses wunderbare Kunstwerk?“ fragte er überrascht. Man antwortete: „Es ist von einem Manne, der kürzlich hier im Spital elend gestorben ist.“ Dürer sagte darauf: „Dieses traurige Ende ist keine Schande für ihn, aber eine um so größere für die Stadt, die einen so trefflichen Künstler, der ihr hätte einen Namen machen können, so schlecht lehnnte.“ W.

## Eine feine Zurechtweisung

Ein Student der Theologie machte einem seiner Professoren, der für sehr hochmütig galt, einen Besuch. Im Vorzimmer hatten schon viele andere Besucher der Ehre des Empfanges, doch sie mußten sich in Geduld üben. Aber mit der Zeit kamen sie alle an die Reihe; zuletzt der Student, der sich über die Behandlung schon beleidigt fühlte. Nach den üblichen Begrüßungsworten traf der Blick des Professors voll das Gesicht seines Besuchers, und er sagte überrascht: „Sie haben einen Schnurrbart?! Seit wann tragen denn Theologen Bärte?“ Außerst verwundert strich sich der Student übers Gesicht und antwortete: „Wahrscheinlich! Der muß mir gewachsen sein, während ich in Ihrem Vorzimmer wartete.“ W.

## Stilblüten aus den Akten des Wohlfahrtsamtes

Ich muß Ihnen mitteilen, daß Sie meine Verhältnisse nur auf der einen Seite geprüft haben, der Rechten aber aus dem Wege gegangen sind.

Der Musiker G. braucht eine neue Hofe, da er in der alten keine Musik mehr machen kann.

In dem Zimmer steht ein Bett und ein Klavier, in dem sie schläft.

J. macht einen ordentlichen Eindruck, der tatsächlich sehr erköstelt ist.

Ich habe bereits vor vier Wochen einen Antrag auf Schwangerschaft gestellt.

Meine Frau sitzt seit zwanzig Jahren auf einer Toilette.

Herr B. bittet um Erhöhung der Unterstützung. Am 8. 7. 33 ist ein Kind geboren worden. Ehefrau bezieht Reichwochenhilfe. B. gibt an, aus Untermitzels behandelt zu haben.

Mit der Miete wollen wir warten, bis wir über die erscheinenden Kinder klar sehen.

Frau Dr. beantragt eine neue Hofe, dieselbe ist 63 Jahre alt und hat ein steifes Bein.

Es war nur ein Hund bei Frau G. vorhanden, welches noch zu klein war, mußte ich feststellen.

Mein Mann muß unbedingt eine neue Hofe haben. In der alten habe ich ihn schon mehrere Male das Gefäß gestrichelt, und er hält mir daselbe jeden Abend vor.

K. ist mit dem Stuhl, dem Schrank und den Nerven zusammengebrochen.



Das Familienfahrrad

## Ein spannendes Buch

C. S. Durham, der gefeierte Autor vieler lesener Kriminalromane, warf einen Blick auf die Visitenkarte und sah den Besucher fragend an.

„Womit kann ich dienen, Mister — Mister?“

„Robertson, Sir!“ versetzte der Besucher. „Sie müssen entschuldigen, wenn ich Sie bei der Arbeit störe.“

„Zut nichts, Sir, wenn es sich um ein Geschäft handelt, bin ich immer bereit... Nehmen Sie Platz!“

„Thank you... Yes, Sir, es handelt sich um ein Geschäft... Um ein großes sogar... Ich bin Leiter des neugegründeten Adventure-Büros. Wir haben die Absicht, eine Serie von Kriminalromanen erster Autoren herauszubringen und werden uns deshalb in erster Linie an Sie...“

Mr. Durham machte eine geschweifte Bewegung und der Besucher fuhr fort:

„Haben Sie etwas auf Lager?“

„Sie kommen im richtigen Augenblick! Eben habe ich einen Roman im Manuskript vollendet...“

„Wir legen das Hauptgewicht auf neue Titel!“

„Meine Titel sind immer neu!“ warf sich Mr. Durham in die Brust. „Abgedruckte, unangenehme Sachen überlasse ich meinen Kollegen... Wenn Sie meine Bücher kennen...“

„Ich kenne Sie...“ „Dann werden Sie auch wissen, daß ich nur mit Möglichkeiten arbeite und jeden phantastischen Unfuss vermeide... Was ich schreibe, das kann sich jeden Tag ereignen...“

„Ich weiß es!“ „Und das ist es, was meinen Erfolg bedingt... Meine Romane sind weder konstruiert noch überspitzt, sie sind nicht von Psychologie beschwert.“

„Auf Psychologie legen wir keinen Wert... Unsere Leser sollen das Gefühl haben, einen Tatsachenbericht zu lesen...“

„Ich sehe, Sie verstehen Ihre Geschäft, Mr. Robertson!“

„Ich will es hoffen!“ lachte der Besucher. „Und es würde mich freuen, mit Ihnen zu einem Abfluß zu kommen... Wie heißt Ihr neuer Roman?“

„Die gestohlene Golddeckung!... Er wird der Best-seller dieses Jahres!“

„Aha — es handelt sich um einen Einbruch in die Noten-Bank!“

„Sehr richtig!“

„Ausgezeichnet... Kann ich das Manuskript lesen? Sie erhalten reichsten Bescheid... Und was die Honorarfrage betrifft, beteiligen wir Sie mit fünfzig Prozent...“

„Am Netto?“

„Nein, am Bruttovertrags!“

„All richtig!“ sagte Mr. Durham zufrieden. „Das Geschäft mache ich... Hier ist das Manuskript!“ — — —



Wochen vergingen. Mr. Robertson ließ nichts von sich hören und erst nach Ablauf der achten Woche erhielt Mr. Durban einen Brief, dessen Umschlag er verwundert betrachtete.

„Hm...“ murmelte er. „Hm... Was heißt das?“

Dann vertiefte er sich stürzengelnd in den Inhalt des Schreibens.

„Dear Sir!“

Ihre Bücher mögen sich vielleicht ganz angenehm lesen, aber in die Lat lassen sie sich nicht umsetzen. Ein Einbruch in die Notenbank ist auf die von Ihnen geschilderte Weise vollkommen ausgeschlossen! Ich habe es versucht und siehe nun schon die vierte Woche in Untersuchungshaft... Sie sind ein ebenbürtiger Stümper wie Ihre Kollegen.

Diese Tricks, von denen Sie leben, bringen einen ehelichen Gauner ins Gefängnis und ich bereue es, mich mit Ihnen eingelassen zu haben!

Robertson, alias Big Jim.

H. K. B.

Sindel



Waage für Korpulente

## Der Schotte in Paris

Ein Schotte kommt mit seinen drei Kindern nach Paris und betritt hier eines der besten und teuersten Restaurants. Den auf ihn zurückstürzenden drei Kellnern bestellt er eine Glasche Limonade, 4 Gläser und 4 Teller, packt daraufhin die in seinen Taschen mitgebrachten belegten Brote aus und verteilt sie an die Kinder. Die Kellner erstarrten und benachteiligten den Geschäftsführer. Dieser geht an den Tisch, um den sonderbaren Gast zu belehren: „Gestatten Sie, mein Herr, daß ich Sie darauf aufmerksam mache...“ — „Wer sind Sie denn?“ fragt der Schotte. — „Ich bin der Geschäftsführer!“ — „So — Sie sind der Geschäftsführer. Sehr schön! Ich wollte Sie irgendwie rufen lassen, — warum spielt denn die Musikkapelle noch nicht...?“

## In der schottischen Apotheke

Ein Herr kommt in größter Aufregung in die Apotheke. „Was haben Sie bloß gemacht? In die Medizin für meine Schwiegermutter haben Sie Etrychnin statt Chinin getan!“

„Um Himmels willen!“ ruft der Apotheker erblickend, „da sind Sie mir ja noch einen Schilling schuldig!“

## Nein — diese Kinder!

Der Lehrer einer kleinen Stadt pflegte seine kleinen Schüler Montags zu fragen, was sie am vergangenen Sonntag getan hätten, um eine liebe Person glücklich und froh zu machen. Als Karichen darüber berichten soll, sagt er: „Ich habe gestern meine Tante besucht und als ich fertigging, da war sie sehr froh!“

Fritz bleibt in Gerta sitzen. Schlechte Zensur im Latein. Der Rektor will ihn aber nochmal prüfen. „Kannst du wirklich so wenig, Fritz, daß du im Latein durchgefallen bist? Wie heißt denn — der Hund?“ — „Frischen beulend: „Professor Lehmann, Herr Rektor.“

„Warum weinst du denn so, mein Kleiner?“

„Meine Mutter hat die kleinen Käsen alle erschäuf!“

„Ach wie schade!“

„Nicht wahr — und sie hatte mich doch versprochen, daß ich das machen dürfte.“

Tante: „Kleiner Max, ich höre dich gern, wenn du betest.“

Max: „Tante, da müßtest du mich erst mal gurgeln hören!“

## Rosen

„Daß du nicht heiratest? Es heißt doch, daß die Ehe Rosen bringt!“

„Ja — Knausfrosen!“

## Die rechte Hand

„Was, Sie wollen die rechte Hand des Prinzipals sein? Na, da muß er sich aber mal die Hände richtig waschen!“

Ein deutscher  
Graß aus Österreich ist

## Der getreue Eckart

Monatsschrift für das deutsche Haus  
Einzelheft RM — 90 (S 2 —)  
vierteljährlich RM 2.50 (S 5.90)

Diese nach Reichhaltigkeit und Niveau des Inhalts wie der Ausstattung einzig dastehende, in der Preiswürdigkeit für das Gebotene unerreichte Zeitschrift ist in ihrer unbeirrt gesamtdeutschen Haltung ein würdiger Wahrer des altösterreichischen Erbes und der denkbar beste Mittler zum Reich als auch zum Grenz- und Auslandsdeutschum. / „Der getreue Eckart“ erscheint seit 1923 in Wien. Seine Lesergemeinde zählt nach Zehntausenden. Der laufende Jahrgang bringt neben reich behilderten Beiträgen erster Autoren über künstlerische, schöpferische, wissenschaftliche, technische und praktische Probleme, wertvolle Holzschnitte zu Gedichten von Josef Weinheber. Jedes Heft ist über 80 Seiten stark und kartoniert.

Ab Oktober ein neuer Jahrgang!  
ADOLF LUSER VERLAG, WIEN / LEIPZIG

## Die Musik des Königs

Während der Regierung Friedrichs des Großen war ein reges Musikleben in Preußen, obgleich seine Vortragsunter einer ebenso strengen Disziplin standen wie seine Soldaten. Sebastian Bach äußerte

einmal zu einem Franzosen: „Sie glauben, daß Friedrich II. die Musik liebt? Nein! Er liebt nur die Flöte. Und wenn Sie vielleicht glauben, er liebt die Flöte, so irren Sie wieder; er liebt nur seine Flöte.“ Dies beschäftigte sich in der Folge voll-

kommen. Friedrich der Große, der vierzig Jahre jeden Tag vier Stunden der Musik gewidmet hatte, wurde in der letzten Zeit seines Lebens ganz gleichgültig gegen musikalische Erholung. Also er ein paar Vordereingänge verloren hatte, hörte er nicht nur

auf, die Flöte zu blasen, sondern er stellte sogar seine Hofkapelle ein.

## Das Festessen

„Gib's auch musikalische Darbietungen bei dem Festessen?“

„Nein, es ist ohne Eindrück verlaufen!“

Sieben erschein:

## Michel Vomland Der Hupfinger Waschl geht zum Bauerntheater Preis M. 2.—

Eine lustige Geschichte aus den bayerischen Bergen, frisch er zählt und fast geschieden, die jeden, der auf Reisen oder in der Sommerfrische mit der bayerischen Volksbildung in Verbindung gekommen ist, einige Stunden auf's Angenehme unterhalten wird.

Michel Vomland  
Der Hupfinger Waschl  
geht zum  
Bauerntheater



Es ist die Geschichte eines hübschen jungen Burschen, der durch Einbezug in den Volksverkehr eine schnell aufstrebende Sommerfrische mit Bauerntheater und lustigen Dramen und Opern einer Fremdenstadt. Die Bauerntheater sind oft gefüllt mit wie es nur einer kann, der das Leben mit ihnen in Verbindung ist.

Ein Geschenkbuch von besonderer Art!  
Zu beziehen durch den Buchhandel und den  
G. Hirth Verlag, München, Herrnh. 10

## DIE KUNSTZEITSCHRIFT

## „Der Sportfischer“



mit den amtlichen Nachrichten des Reichverbandes Deutscher Sportfischer soll von jedem waldgerechten Sportfischer gehalten werden. „Der Sportfischer“ bringt Text- und Bildmaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

½jähr. RM. 3.—, jähr. RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

FISCHEREISPORT-VERLAG  
DR. HANS SCHINDLER,

Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung  
München, NW 2, Karlstraße Nr. 44  
Tel. 59 61 60

## DIE FOTOWELT

ZEITSCHRIFT FÜR AMATEUR-FOTOGRAFIE



## SIND SIE FOTO-AMATEUR ?

Dann wird auch Sie die Kunstdruckzeitschrift DIE FOTOWELT interessieren.

Jeden Monat erscheint ein Heft bei 24 Seiten Mindest-Umfang für 25 Pfg. mit vielen Bildern und originell geschriebenen Texten.

Ein kostenloses Probeheft sendet Ihnen die

G. HIRTH VERLAG AG. IN MÜNCHEN 2 NO

## Opun Zeitung lebt man auf dem Mond!



Wer Zeitung liest, paßt in die Welt,  
er weiß Bescheid und kann sich helfen!



# Der Barbier von Sevilla

Wep s



„Volksfront oder Nationalist, Señor“